

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 188.

Dienstag, 21. Juli.

1931.

Derby / Roman von Ernst Klein.

(9. Fortsetzung.)

Ihr Geschäft ging in letzter Zeit nicht gut, gar nicht gut. Sie hatte in den vier Zimmern ihrer Wohnung allerlei hübsche Sachen aufgestellt. Schöne alte Möbel, ein paar Bilder italienischer und holländischer Meister, Porzellan und englisches Silber sogar. Wie in Leines Museum präsentierten sich die Räume — alles hübsch, geschmackvoll angeordnet, in Stil und Harmonie zueinander gebracht. Nur die wenigsten ihrer Kunden wußten, daß diese köstlichen Dinge nicht ihr gehörten, sondern ihr nur zum Verkauf anvertraut waren. Doch gerade in der Diskretion ihres Geschäfts bestand ihr Vorteil, und solange bares Geld nicht zu den größten Nöten in der neuen deutschen Republik gehört hatte, waren die Dinge gut gegangen. Die Einrichtung in der Hildebrandstraße wechselte oft, von Woche zu Woche. So schnell kamen und gingen die Sachen. Aber jezt blieben sie.

Sie wußte diese Tatsache vor Reiffenberg zu verheimlichen, und einmal hatten sie sogar heftigen Streit, als er absout darauf bestand, die Rechnung ihrer Schneiderin zu bezahlen.

„Ich bin wohl deine Geliebte“, rief sie damals, „aber nicht deine Mätresse. Ich liebe dich, doch das gibt dir kein Recht, meine kleinen Sorgen zu den deinigen zu machen.“

Und sie küßte ihm alle ferneren Einwände von den Lippen. Wie ein Sturm warf sie oft ihre Leidenschaft über ihn, ungezähmt und ursprünglich. Etwas Wildes, Desperates kam dann in ihr empor, das ihn fast erschreckte.

Ihm war es, als wollte sie nicht nur ihn in solchen Minuten berauschen, sondern vor allen Dingen sich selbst.

Er war kein großer Psychologe. Verstand vor allen Dingen nicht, in die verborgenen Falten und Kältsen eines Frauenherzens hineinzublicken. Ihre Stimmungen wechselten immer häufiger, immer unerkennbarer. Jetzt war sie mürrisch, boshaft, mäkelte an ihm herum, verspottete seine Freundschaft für Edith Marvin; in der nächsten Minute hing sie an seinem Hals und sog ihm mit ihren Küssen die Seele aus dem Leibe.

Das Mariendorfer Septembermeeting kam heran. Im Stiftungspreis wollte Barady neuerdings den Wurf mit Isabel wagen. Ihm ging es wie seinem Patron — auch er konnte nichts mehr anders denken als nur Isabel, Isabel, Isabel! Nicht, wie die anderen Trainer fuhr er nach der Arbeit in seine Wohnung, die aus zwei möblierten Zimmern am Planufer bestand, sondern blieb im Stall. Aus einer leeren Box machte er sich einen Raum für sich zurecht. Und so konnte er Tag und Nacht bei dem Kinde seiner Sorge sein.

Bis zum letzten Haar fit kam Isabel dann auf die Bahn. Als sie im Sattelraum erschien, war alle Welt außer sich über ihre Schönheit. Reiffenberg wurde von hundert Seiten mit Fragen bestürmt, ob er an ihren Sieg glaube. Man wußte ja, wie Barady sich mit ihr geplagt hatte. Und diesmal, lammfromm und kreuzbrav, ging sie jezt ihre Runde im Ring. Was aber, wenn sie an den Start kam?

Reiffenberg konnte nichts anderes sagen, als daß er

(Nachdruck verboten.)

auf ihren Sieg hoffe. Selbst seinem alten Freunde, dem dicken Scholtz, wußte er keinen anderen Beiseid zu geben.

„Sie ahnen nicht, Herr Baron“, sagte der Dicke, „meine Ose ist ganz wild auf das Pferd, weil es so schön ist. Ich aber sage, es ist so mit den Pferden wie mit den Weibern, die schönsten sind nicht immer die besten. Kanailen sind sie auf jeden Fall beide.“

Kitty, die an der Seite Reiffenbergs war, lachte. „Ich möchte wissen, ob er diesen Pantherpsell nicht auf mich gezielt hat. Du siehst, Joachim, was die Welt von uns beiden denkt.“

Das Startzeichen ertönte, und die Pferde marschierten auf die Bahn, Reiffenberg und Kitty gingen neben Barady her, der mit zusammengebißenen Lippen auf seinem Sitz hockte und starren Auges gerade über die Ohren seines Pferdes vorwärtsschaute.

„Gut Glück!“ wünschte ihm sein Patron, als sie an die Barriere kamen.

Er nickte nur und wendete nicht einmal den Kopf.

„Wertwürdiger Mensch“, sagte Reiffenberg zu Kitty, als sie sich den Weg zur Loge bahnten. „Weiß Gott, ich glaube, der hat einen großen Kummer auf seinem Herzen. Sollte mich wundern, wenn nicht ein Weib dahinter steckt! Was meinst du dazu, Kitty?“

Sie zuckte die Achseln. Und er war erstaunt, wie hart die Linien waren, die sich um ihren sonst so weichen, lockenden Mund legten.

„Woher soll ich das wissen?“, stieß sie heftig hervor.

Sie stiegen zur Tribüne hinauf. Oben auf dem Gang kam ihnen Edith Marvin entgegen:

„Papas große Kanone, Peter junior, ist nicht im Rennen. Also kann ich Ihnen aus vollem Herzen wünschen, daß Sie gewinnen, Herr Baron!“

Und ehe Reiffenberg antworten konnte, flüchte sie wieder zu ihrer Loge zurück.

„Ein ganz entzückendes Mädchen“, sagte er hinter ihr her.

Kitty sprach nichts. Die Linien um ihren Mund wurden nur noch härter. — — —

Es waren gute Pferde im Rennen. Einige unter ihnen, die bereits ein, zwei Siege auf ihrem Konto hatten. Isabel als Maiden stand mit Nummer eins vorn und hatte beim Start die ganze Bahn für sich. Sie drehte auch ganz willig, und Barady betete ein Stohgebet nach dem anderen zum großen ungarischen Herrgott, daß sie ja ihre gute Laune behielte. Leider aber schien es, als ob der besagte ungarische Herrgott seine Aufmerksamkeit allein auf Isabel lenkte und ihre Konkurrenten dabei ganz überjah. Ein paar der rückwärtsstehenden Pferde waren absolut nicht in Reith und Glied zu bringen, und die beiden ersten Startversuche mißglückten vollkommen. Die Pferde, die Fahrer und der Starter wurden nervös —! Was Wunder, daß zum Schluß auch Isabel die Geduld ausging und sie wieder zeigte, wie schön sie sich ausnahm, wenn sie auf den Hinterbeinen stand und mit den Vorderfüßen Expressbriefe in die Luft schrieb.

Bis zu seinem Plag konnte Barady das wütende Schreien der Menge hören. Ein fast wahnwütiger Zorn kam über ihn. Sollte dieses Tier ihn wirklich

zum Narren machen? Einen Moment lang suchte ihm die Peitsche in der Hand.

Er schlug nicht zu. Sich selbst riß er zusammen und hielt sich. Hinter seinem Rücken hörte er das Schimpfen der anderen Fahrer. — — — Hörte das Schnauben der immer aufgeregter werdenden Pferde. — — —

Und da geschah es!

Isabel hatte sich mit allen viere auf den Boden niedergelassen. War aber alles andere als räsonnabel. Und plötzlich, mit einem Ruck, sprang sie im wilden Galopp vorwärts. Baradny, aus dem Sitz gerissen, fiel hinunter und konnte den Fuß aus dem Riemen nicht freimachen. Tausendstimmiger Schrei gellte empor, als Isabel ihn hinter sich herschleifte.

Reiffenberg raste über den Logenzang, preßte sich durch die dicht gestaute Menge auf den Treppen und stürzte auf die Bahn. Doch man kam ihm zuvor. Von allen Seiten waren die Stallburschen herangestürzt und hatten Isabel aufgefangen. Als Reiffenberg zu der Gruppe kam, war Baradny wieder dabei, in den Sitz zu steigen.

„Sind Sie verrückt?“, rief er ihn an.

„Verrückt wäre ich, wenn ich nachgäbe“, entrichtete der Ungar.

Er fuhr an den Start zurück. Isabel, endlich zur Vernunft gekommen und augenscheinlich in der Erkenntnis, daß sie ihren Freund beinahe umgebracht hatte, stand da wie ein Lämmchen.

Und als der Starter die Fahne senkte, schoß sie vorwärts. Baradny, noch halb betäubt von dem Sturz, ließ sie gehen.

Wieder hielt der ganze weite Platz den Atem an, als Isabel so zu gehen begann, wie sie wirklich gehen konnte. Groß und größer wurde der Abstand zwischen ihr und dem ganzen anderen Felde. Baradny, vorsichtig und durch eine Erfahrung gewarnt, sorgte, daß kein anderes Pferd Isabel an die Gurten kam. Erst als er in die Gerade einlenkte und die anderen im weiten hinter sich im Bogen sah, begann er langsam zu bremsen. Im Schritt fast kam sie durchs Ziel. Beintrocken hatte sie sich gelaufen.

Und das Publikum, das sie noch eben verwirrt und verflucht hatte, begrüßte sie mit tosendem Beifall. Baradny aber hoben ein paar Begeisterte auf dem Sattelplatz auf die Schulter und rugen ihn im Triumph durch die jubelnde Menge.

Der Mann und das Pferd waren die Helden des Tages.

11.

Die Saison entwickelte sich gut für Reiffenberg. Jedes seiner Pferde brachte Geld nach Hause. Matkónig gewann sogar drei Rennen nacheinander, wurde allerdings im vierten von Peter junior geschlagen, dem er zwanzig Meter vorgeben hatte. Das letzte große Event der Zweijährigen, das Zukunftsrennen, gewann Isabel mit der berühmten halben Bahn. Sie ging die ganze Strecke wie ein Automat. Am Start drehte sie sich, obwohl sie in der Mitte des Feldes stand, ruhig und gehoriam, wie wenn sie es nie anders gekannt hätte, und als sie die an der Spitze abgehenden Pferde passierte, streckte sie sich ganz von selbst. Baradny hatte aus diesem übernervösen, disziplinosen Tiere ein Rennpferd gemacht.

Sie fürchtete sich nicht mehr vor den anderen Pferden. Sie wußte in der Minute, da sie an den Sulkys gespannt wurde, worum es ging. Übermütig spielte sie mit dem Gebiß, sobald sie fühlte, daß Baradny hinter ihr sah und die Zügel in der Hand hatte. Sie war dessen sicher, daß ihr nichts geschehen konnte, und sie vertraute diesem Manne, wie sie noch keinem Menschen vertraut hatte. Hörte sie hinter sich seine zärtlich aufmunternde Stimme, so war sie bereit, ihr Bestes herzugeben. Für ihn. Sie war stolz, mutig und ehrgeizig geworden. Duldete kein anderes Pferd neben sich, geschweige denn vor sich. Sie erkannte, daß in dem Moment, da die Männer an der Seite der Bahn ihre Fahnen senkten, der Kampf begann. Da fühlte und wollte sie nur eines: Nach vorwärts! An die Spitze! Alles andere hinter sich lassen! Baradny, der sein Pferd

verstand und es liebte wie eine Mutter das einzige Kind, ließ Isabel den Willen. Hielt sie nicht. Bremste sie nicht. Steuerte sie nur mit seiner unglaublichen Kunst und Geschicklichkeit aus dem Haufen heraus. Schuf ihr die freie Bahn, die sie brauchte — und schon nach dem ersten Viertel der Bahn war Isabel dort, wo sie sein sollte: an der Spitze. Dann kam ihr Leier mehr in die Nähe.

Die Reiffenbergschen Pferde bezogen die Winterquartiere. Sie hatten genug geleistet, und ihr Herr wollte ihnen die verdiente Ruhe nicht nehmen.

Zum ersten Male seit langer Zeit hatte Joachim Reiffenberg keine Sorgen. Pünktlich zum Oktoberquartal zahlte er seine Hypothekenzinsen; die Summen, die ihm Isabel, Matkónig und die anderen zusammentrabten, blieben ihm in der Tasche.

Ein ungewohntes Stolzbewußtsein, ein königliches Gefühl des Reichseins — — —! Er konnte endlich wieder einmal Geld auf die Bank legen. Geld, das man nicht sofort wieder wegzahlen mußte. Für das man sich Dinge leisten konnte, an die man vorher zu denken nicht gewagt hatte. Eine Reise zum Beispiel — — —! Joachim Reiffenberg war seit Jahr und Tag nicht von Rote Erde weggekommen. Einmal ein Spritzer nach Swinemünde: ein Besuch bei seinem Jugendfreunde, dem Grafen Stetter in Oberschlesien — alles. Nun wollte er wieder einmal hinaus: mußte hinaus. Mußte sich wie ehemals den Wirbelwind der großen Welt um die Ohren blasen lassen. Paris, St. Moritz, Monte Carlo! Rittm Kon hatte ihn wieder jung gemacht, lebensdurstig. — — Er wollte genießen, mit ihr genießen! Es ist doch eine so ungeheuerliche Freude einmal leichtsinnig sein zu können, wenn man jahraus, jahrein den Sparmeister hat spielen müssen. Dionysischer Genuß ist es, den ersten Hundertmarkschein zu verjubeln, den man überschüssig hat.

Reiffenberg ging zunächst einmal zu Margraf, Unter den Linden, und kaufte für dreitausend Mark einen Ring für Kitty. War gerade kein Brunkstück dieser Ring, doch sein Stein war weiß mit blauen Lichtern, und er freute sich auf den Moment, da er ihn ihr an den Finger schieben konnte. Aber sie wollte ihn zuerst gar nicht nehmen, wurde heftig beinahe in ihrer Abwehr.

„Ich will nicht deine Geschenke. Du brauchst dein Geld wahrlich für dich selber. Leg' es für dein Kind an, da ist es besser verwendet.“

Er war so überrascht, sie von seinem Kinde sprechen zu hören, daß er in der ersten Minute gar nichts auf ihre Worte zu erwidern wußte. Seine Freude, sein Übermut waren zerstäubt wie Seifenblasen. Wehmütig hatte er da und drehte den glitzernden Ring zwischen seinen Fingern.

„Es sollte kein Geschenk sein“, fing er nach einiger Zeit von neuem an. „Ich bin dir doch dank schuldig, daß du mir Baradny verschafft hast. Der Ring ist nichts weiter als eine Art Provision für diese Vermittlung — die kannst du nicht abschlagen: du bist doch Geschäftsfrau und lebst davon, daß du Provisionen verdienst.“

Der große, starke Mann stotterte das zusammen wie ein Schulbub, der sich ein Stück Kuchen erbettelt. Sie lachte und warf die Arme um seinen Hals und küßte ihn. — — (Fortsetzung folgt.)

Bergdorf.

Troh blüht das Dorf herauf zum steilen Pfad.
Die Kirche ragt so klar und schlant und grad,
Mit spittem Turme zeigt sie himmelwärts
Und sieht die Wege an sich wie ein Herz.

Der alte Gasthof liegt so hell besonnt
Mit Funkenstern längs der breiten Front.
Die Häuser rings so dichtgeschart, so klein: —
Man denkt sich viel Gemütlichkeit hinein.

Frida Schanz.

Kameradschaft.

Erzählt von Otto Erich Gurlitt.

Ralph Kane aus San Francisco saß im Strafgefängnis San Quentin.

So ein Aufenthalt hinter schwedischen Gardinen ist ja eigentlich eine recht wenig passende Gelegenheit, um einen Menschen weiteren Kreisen vorzustellen, doch wenn man sich den Fall näher betrachtet, so gewinnt die ganze Sache ein anderes Aussehen. In den Personallisten des Gefängnisses stand zwar: Nr. 65 768, Ralph Kane, zehn bis fünfzehn Jahre wegen Raubüberfall. Aber diese Eintragung war ein wenig irreführend. Ralph saß nicht etwa, weil er eine Bant überfallen. Bewahre! So etwas hatte er gar nicht nötig, denn als Schnapschmuggler verdiente er Geld genug, um vergnügt in den Tag hineinleben zu können. Er hatte seine feste Kundschaft, von der er wußte, daß sie den Mund hielt, und an Fremde gab er grundsätzlich nichts ab.

Doch eines Tages war ein alter Mann — sah beinahe wie ein Landstreicher aus — bei ihm gewesen, den er gar nicht kannte. Der jammerte nach einer Flasche Brandy, sagte, er hätte schon seit Monaten nichts Vernünftiges mehr zu trinken gehabt, wäre am Verdursten, und was er sonst noch zu stöhnen hatte. Da gab Ralph ihm schließlich eine Flasche: „Aber hatte ja den Schnabel!“

Wie der Landstreicher den Mund hielt, das sollte Ralph ein paar Tage später erfahren. Er wollte gerade sein Haus verlassen, um nach den Wünschen seiner Kundschaft zu fragen, als ihn zwei Leute anhielten, von denen er den einen schon gekannt hatte, ohne recht zu wissen, wo. Doch als der Mann den Mund aufmachte, war Ralph genügend unterrichtet: Der durstige Landstreicher! Und jetzt entpuppte sich dieses Individuum als durchaus nicht greisenhafter Prohibitionsagent der ihn auf Grund der Flasche Brandy hin verhaften wollte.

Wütend hieb Ralph dem Menschen erst die Faust auf die Nase, und dann benutzte er die Verwirrung, um Reißhaus zu nehmen. Da er aber nicht gerade der Jüngste war, so mußten ihn die anderen beiden bald einholen. An der nächsten Straßenecke stand nun zufällig ein Wagen, und ein Mann wartete am Steuer. Da zog Ralph die Pistole: „Verdurstet!“ Der Mann war in zwei Sekunden auf der Straße, und Mister Kane suchte gerade in dem Augenblick davon, als die beiden Prohibitionsleute um die Ecke schnauften.

Leider kam er nicht weit. Denn als die beiden ihre Pfeifen trillern ließen, fuhr zufällig ein Polizeiwagen aus einer Nebenstraße heraus, stoppte plötzlich, und ein paar Sekunden später schob Ralph Kane durch die Windschutzscheibe den Polizisten mitten in die Arme.

Die Sache wäre schließlich nicht so schlimm gewesen, hätte sich nicht später herausgestellt, daß in dem Kraftwagen eine Tasche mit rund tausend Dollar lag. Daraus konstruierte nun die Anklage einen Raubüberfall, und Mister Kane zog für die nächsten zehn bis fünfzehn Jahre — zehn, wenn er sich nett und sitzsam betrug, fünfzehn, wenn er im Gefängnis Dummheiten machte — in San Quentin ein.

Das waren nun drei Jahre her, und da Ralph seinen Pflegevätern keinen Kummer bereitete, so kam er weiter nach dem Süden in ein Arbeitslager, wo er nicht mehr in der engen Zelle schlafen mußte, sondern mit rund fünfzig anderen Nummerierten in einer Barade lag. Natürlich war ein ordentlicher Stacheldrahtzaun um das „Erholungsheim“ herumgezogen.

Nun war es Frühling, und die Natur draußen lockte. Da hielt es Mister Kane eines schönen Tages trotz seiner guten Führung nicht länger hinter dem Zaun aus. Als eine Nacht so schön war, daß der Posten an der Ostseite an sein Mädel denken mußte und deshalb das Aufpassen vergaß, da trock Ralph mit viel Mühe und unter Hinterlassung einiger Hautflecken durch den Zaun.

Schon ist die Freiheit, und Mister Kane genoss sie von Herzen. Ein wenig Vermut in seine Freude gab nur der Umstand, daß er gezwungen war, einen Farmer etwas nachdrücklich zu bitten, seinen Sträflingsrock gegen einen weniger auffallenden Anzug umzutauschen. Der Mann tat's nicht gern, und Ralph mußte unhöflich werden.

Sonst ging aber alles prachtvoll. Abseits der großen Straßen leate der Ausreißer jeden Tag an die zehn oder fünfzehn Meilen zurück. Er schlief im Wald oder im Heu, und für sein Essen sorgten mitleidige Farmersfrauen, andere Landstreicher oder hier und da auch eine Stunde Gelegenheitsarbeit. So zog er langsam weiter nach Osten über die Berge, und nach einem Vierteljahr lag unten tief im Tal vor ihm der Salzsee.

In der Mormonenstadt am anderen Ufer hatte er ein paar Freunde sitzen. Die nahmen ihn gut auf, so weit sie's konnten, weil sie selbst nur arme Schlucker waren, und bedekten schließlich einen Plan aus, wie sie Ralph nach Norden über die Grenze ins Kanadische schaffen könnten. In zwei Tagen

sollte die Reise beginnen. Freilich meinten die Freunde: „Leider mußt du immer damit rechnen, daß irgend etwas nicht klappt und du doch noch geschnappt wirst.“ — „Daran ist dann eben nichts zu ändern,“ sagte Mister Ralph philosophisch.

Abends kam nun einer der Freunde nach Hause und schwentete eine Zeitung: „Sieh dir das einmal an, mein Lieber! Drüben in Kalifornien können sie anscheinend deinen Verlust nicht verschmerzen, und du bist ihnen soviel wert, daß sie zweihundertfünfzig Dollar Belohnung zahlen wollen, wenn sie dich wieder fangen.“

Ralph sah sich die Sache an. Es stimmte. Doch da stand noch etwas mehr: Alle Unkosten, die der Gefängnisverwaltung erwachsen würden, müßten, wie das die Bestimmungen so vorschrieben — vom Lohn der anderen Gefangenen im Erholungsheim abgezogen werden. Da kratzte sich Ralph den Kopf: „Junge, Junge!“ Ihm war anscheinend nicht mehr wohl in seiner Haut. Die Freunde ahnten, was ihm Kummer machte: „Unsinn, da laß dir doch keine grauen Haare darüber wachsen! Wer sagt denn überhaupt, daß sie dich noch schnappen werden?“ — „Junge, Junge.“ brummte Ralph noch weiter. „Bei dem Hungerlohn müßte jeder von den fünfzig einen Monat hergeben!“ Dann schien er aber langsam über den Fall hinwegzukommen.

Doch am anderen Morgen war er fort. Auf dem Tisch lag nur ein Zettel: „Ich danke Euch für alles, aber ich habe mir die Sache anders überlegt.“ Die Freunde schüttelten den Kopf. So recht verstanden sie das alles nicht.

Inzwischen sah Mister Ralph schon auf dem Tender eines Schnellzuges, der nach Kalifornien fuhr.

Eines Sommertags meldete sich ein Mann in der Schreibstube des „Erholungsheimes“: „Rag. Ralph Kane heißt ich. Ihr könnt mich wieder einladen.“ Die Leute rissen die Augen auf: „Was, Ihr kommt freiwillig zurück?“ — „Ja,“ kratzte sich Mister Kane wieder den Kopf. „Gern nicht. Aber man kann's doch nicht gut vor seinem Gewissen verteidigen, wenn schließlich die Kameraden zahlen sollen.“

Eigentlich müßte Ralph jetzt volle fünfzehn Jahre abbrummen und noch etwas dazu für seine Flucht. „Aber,“ meinte der Gefängnisleiter, „was soll man denn so einen verrückten Kerl noch länger hier behalten, als unbedingt nötig ist?“ Und dann gab er dem Gefangenen Nr. 65 768 merkwürdigerweise die Hand.

Morgensfahrt durch Venedig.

Von Wolfgang Weirerstein.

Es wollte dem Gondolieri nicht recht gefallen, daß ich die stöckige Wondschneinfahrt für diesmal ablehnte und den Tagesanbruch bevorzugte. Wondlichtumwallte Gondelfahrten sind ganz bestimmter rentabler für ihn. Er redete viel von „luna“ und „bella Venezia“, aber ich weigerte mich. Schließlich einigten wir uns zahlenmäßig und er versprach, pünktlich zu sein. Ein verständiger Mann. Die Tracht der Gondolieri steht ihm ausgezeichnet.

Bunderbares Venedig der ersten Morgenstunden, du stillste Stadt der Welt! Selbst das nachtschwarze Wasser der Kanäle scheint noch vom Schlaf umfungen. Im müden Dahinschlendern stoße ich eine Orangenschale hinein. Es juckt zusammen, als wolle es emporkahren aus seiner Ruhe.

Die Luft ist erfüllt von der melancholischen Süße des sommerlichen Säbens. Noch blinken Sterne am dämmerigen Himmel und der Mond hat seinen Lauf noch nicht vollendet. Meine Schritte hallen auf den Marmorplatten des Markusplatzes. Die beiden Erzmannen auf dem Torre dell' Orologio heben langsam ihre schweren Hämmer und schlagen drohnend die dritte Morgenstunde. Tauben flattern schläfrig an den Gesimsen der Häuser. Die Ungewissheit des Lichtes macht die Markuskirche zu einem buckligen Fabelwesen. Niesenhaft wächst der Campanile empor. Das marmorne Filigranwerk an den Arkaden des Dogenpalastes gleicht kufischen Schriftzeichen, die ein Dschinn in die Luft gezaubert hat. — Das ist das Venedig der Stille, die Stadt der silbergrauen Traumpaläste.

Hinter den beiden Säulen der Piazzetta schaukeln am Kai die Reihen der schwarzen Gondeln. Hier wartet mein Gondolieri auf mich.

Die schaukelnden und drehenden Bewegungen des großen Rubers, das im Stehen gehandhabt wird, treiben das Schiff schnell genug auf das Wasser hinaus. Vielleicht fahren wir zur Glasmacherinselchen Murano hinüber, den Weg der feinsten Totengondeln. . . Möge mein Charon den Kurs bestimmen.

Der Gondolieri summt ein Liedchen vor sich hin, das auf dem Wasser geboren ist und nicht mir munter zu. Wir fahren dem Leben entgegen, wir fahren durch den Canal grande, durch die schönste Wasserstraße der Welt. Schon zieht die Kirche Santa Maria della Salute leise wandelnd an uns vorüber. Ein feiner

Hauch weht von Osten her und die Wellen kräuseln sich. Matthe Rôte schwebt über der Adria.

Mit zunehmender Helle verändert sich alles. Unwirkliches verschwindet, Formen und Linien treten deutlich hervor. Mein Gondoliere weiß jeder Biegung der blinkenden Wasserstraße den letzten Reiz abzugewinnen und die Wirkungen der Perspektive wohl einzuschätzen. Er ist ein Kenner, ein Virtuose und ein Gentiluomo. Würde nicht mancher andere nun die Namen der Paläste ausschreien oder gar Verse rezitieren? Dieser hier fährt und schweigt. Ich habe Glück gehabt mit meinem Gondoliere.

„All' Erberia, signore?“ fragt er plötzlich.

Aber natürlich! Ein sehr glücklicher Einfall. Selbstverständlich fahren wir zum Gemüsemarkt, Freund Gondoliere. Avanti, avanti!

Bald spannt sich vor uns der Marmorbogen der Rialtostraße von Ufer zu Ufer. Raum sind wir darunter hindurchgefahren, so weicht das silberne Unisono von Stadt und Wasser einem farbigen Wirrwarr von Bewegung und Lärm. Geschrei und Geschwätz schallen uns entgegen. Ruder klatschen. Nun hören wir auch das helle Klappern hölzerner Sohlen und jenes dumpf puffende Geräusch, das schwere Körbe beim Niederlegen verursacht. Der bunte Fruchtmarkt vom Rialto schwimmt uns entgegen.

Am Fuße des Palastes Camerlenghi, dicht vor der Erberia, dem Gemüsemarkt, liegen sächerförmig angeordnet zahllose Gondeln auf dem Wasser. Düstere Gondeln und lustige Gondeln, große und kleine. Es sind die Gondeln der Kleinhändler, die aus allen Teilen Venedigs kommen, um die neuerworbenen frischen Waren in ihre winzigen und bunten Läden zu schaffen, die einen so wichtigen Bestandteil des „Straßenlebens“ ausmachen. Hier warten sie auf das Zeichen zum Laden.

Wo wir halten, ist der Kai ein Mosaik von Früchten. Erdbeeren, Rirschen und goldgelbe Rispeln; saftige grüne Feigen und die lustigen Sonnenbällchen der Orangen. Und Tausende von samthäutigen Pfirsichen, von zartem Flaum bedeckt und von bräunlicher Rôte überhaucht. . . . Wieviel Millionen von Früchten mögen wohl während der Jahrhunderte seines Bestehens frühmorgens auf diesen Marktplatz gebracht worden sein, um gegen Abend zu verschwinden und am nächsten Morgen, wenn alles noch schläft, sich wiederum am Kai der Erberia auszubreiten! Es ist eines der Geheimnisse von Venedig.

Durch wundervolle Vogengänge gehend, betrete ich den Markt. Mein Gondoliere hat sich eine Zigarette angezündet und wartet gelassen.

Nichts ist vollkommen. Der Duft der Früchte wird geschmälert durch einen herberen Hauch, der manchmal von der Pescheria, dem Fischmarkt, der nicht weit entfernt ist, herüberweht. Man erträgt das. Denn hier offenbart sich die nahrhafte Fülle des venezianischen Daseins in Bergen von Wassermelonen, Kartoffeln und Kürbissen. Aufgestapelte Bohnen reden sich in schwindelerregenden Bindungen wie Türmchen von Babel empor. Dort stehen Säde mit Sonnenblumenkernen, hier mächtige Körbe, voll von frischen glatten Blättern, die von den Händlern so geschickt und verschwenderisch verwendet werden, um die Wirkung des Anblicks ihrer Waren zu erhöhen.

Und welch ein Lärm!

Sie feilschen wie vor fünfhundert Jahren, diese listigen Kaufleute, diese verschlagenen Bauern und zähen, braunen Fischer vom Littorale di Belletrina und von Malamocco. Der Schwall ihrer Worte will nicht enden. Ihre Gebärden drücken Enttäuschung, Hohn und Entsagung aus. Und dennoch ist plötzlich das Geschäft zu beiderseitiger Zufriedenheit abgeschlossen. So geht es, seit die Märkte von Venedig bestehen.

Nun gibt ein Glodensignal das Zeichen zum Laden.

Kraftige braune Burtschen, die ihre harten Schädel durch einen Wust von zusammengebrochenen Luchsfellen oder durch alte Füllhüte geschützt haben, eilen hin und her, riesige Lasten auf ihren Köpfen balancierend. Sie winden sich behende durch die Menge, weichen geschickt aus und versehen jeden Zusammenprall zu vermeiden. Rauberhaft schnell sind die Boote am Palazzo Camerlenghi mit ihrer Fracht versehen und gleiten leicht davon, um in den Kanälen, die Venedig nach allen Richtungen hin durchziehen, spurlos zu verschwinden.

Vorbei.

Das helle Licht des Sommermorgens ruht über der Stadt: das schlafende Venedig ist erwacht.

Weq über Heide.

Von Wilhelm Scharrelmann

Landstraßen sind wie Menschen — es gibt langweilige und interessante.

Eine kenne ich, oben im deutschen Norden, von Birken und Vogelbeeren bestanden, die sich wie ein Wanderlied über die Heide schwingt. Stundenweit geht sie an keinem Haus vorbei. Es ist als ob man sie vor Jahrzehnten einmal baute, mit Bäumen bepflanzte und darin vergaß.

Immer, wenn ich „Einsamkeit“ denke, fällt mir diese Landstraße ein.

Es war in einer jener sanften Nachmittagsstunden, in denen der Tag seine erste leise Müdigkeit spürt. Die Sonne ist da, aber ihr Schein ist matt und der Himmel vom Gespinnst der Wolken zart verschleiert. Nur, daß sein Blau ein wenig blasser ist. Denn jede Stunde des Tages hat ihr Gesicht, ihren eigenen Klang, ihre besondere Melodie, und von Minute zu Minute wandelt sich der Tag.

Die Straße schien bis an den Horizont zu gehen. Ihr Ende, oder war es ihr Ende immer noch nicht, verschwand in einem leichten, silbergrauen Dunst. Nur die Birken standen festlich heiter mit hängenden, leise schaukelnden Zweigen, als hätten sie sich selbst mit Kränzen geschmückt und wollten sich nun die Hände reichen.

Für ein paar Sekunden lebt der Wind in ihnen auf. Aber es ist noch nicht seine Stunde. Ein leichtes Atemholen nur, dann geht er hinter Ginsterbüschen der alten Sandstuhle wieder schlafen. Erst wenn der Abend kommt, wird er sich wieder erheben. Der Abend ist seine Stunde.

Da streicht ein Vogel über die Straße, bäumt ein paar Birken weiter wieder auf. Leuchtend gelb ist sein Gefieder, als würde ein Strauß von Ginsterbüschen von Baum zu Baum geworfen.

Nun klingt auch sein Ruf, hell wie ein Flötenton. Vogel Flöte!

Heide, Heide, Heide.

Kein Mensch im Himmel und auf Erden. Urzeiten stehen auf. . . . Die Heide liegt wie ein Meer, Sanddünen schimmern wie Bogenlämme. Tiefer landeinwärts stehen Nachgabeln wie eingerammte Pfähle.

Stundenlang gehe ich so.

Heide, Heide, Heide.

Ich bin älter als eure ältesten Städte, singt die Heide, älter als der Wald, als Baum und Strauch. Aus Gletschernacht und Gletschertähe stieg ich ans Licht. Das Meer hat mich geboren, und keiner weiß, wie alt ich bin.

Ich weiß es, sagt der Abendwind. Denn ich bin älter als du, älter als alle Dinge dieser Erde.

Nein! flammt das Licht und bricht in vollem Strahle durch die Wolken. . . . Ich bin älter als ihr beide, war ich nicht das erste, das Gott schuf?

Du? braust der Wind und wühlt die Birken auf. . . . Ich ging von meinem Munde, eh' er dich erschuf. Sein Odem war ich, der die Worte trug: Es werde Licht!

Heide, Heide, Heide.

Die Straße wendet sich jetzt in weitem Bogen, ein Reif aus Silber, grün bestickt, der Heide um die braune Stirn geschlungen.

Ein Bauernwagen kommt. Verloren taucht er aus dem Abend auf. Doch eh' ich ihn erreiche, den Bauer nach dem nächsten Dorfe fragen kann, biegt er schon wieder von der Straße ab, magt langsam einen Seitenweg hinauf, verschwindet hinter düstern Kiefern.

Heide, Heide, Heide.

Die Sonne sinkt. Wie hingezaubert, bleich und still, glänzt schon der Mond am Himmel auf, den ersten Sternen Mut zu machen.

Da endlich taucht das erste Haus am Rande der Straße auf. Ein Hund schlägt an, wie Botans Hunde bellten. Hoch reißt der Brunnenturm sich in den nächtig stillen Himmel.

Durch die niedere Seitentür trete ich unters Strohdach. Vom Schein des Flackerfeuers auf dem offenen Herde gelb und rot beschienen, steht der Heider. Die Diele schwimmt in blauem Rauch.

Im Traum der Nacht hör' ich die alte Straße sprechen: Nun bist du mich gegangen vom Morgen bis zum Abend, hast mit der Heide und dem Wind geredet und mich nicht gehört. . . . Ich bin dein Leben, du. . . . Von Wolken überschauert, vom Sturm bewegt, von Regengüssen überspült, von Sommertagen eingewiegt, vom Frost gehärtet und vom Schnee verweht. . . .

Es ist lange her, daß ich die alte Landstraße ging. Aber ich habe sie nicht vergessen. Ich brauche nur „Einsamkeit“ zu denken.

Scherz und Spott

Schottisches.

„Nein,“ sagte der Händler, „wir können keine Grammophone zurücknehmen, auf denen schon über ein Jahr gespielt worden ist. Was ist denn daran kaputt?“

„Die Nadel ist zerbrochen,“ sagte der Schotte.

Unter modernen Kindern.

„Nun, wie gefällt Dir Euer neuer Papa?“

„Oh, er ist sehr nett.“

„Ja, das ist er. Wir hatten ihn vergangenes Jahr!“